

# Die Maistube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 18.

Wotrowsk, 5. Juli 1925.

Erscheint  
jeden Sonntag

## Der Kreuzweg.

Von S. E.—h.

In dem großen sauberen Fabriksaal waren die Weberinnen fleißig an ihren Webstühlen beschäftigt, die Klappernd zu den rhythmischen Bewegungen der Frauen den Takt schlugen. Rastlos wurde die Schärfe durchs Fach hin und her geschleudert. Es waren meist Mütter, die hier in diesem Zimmer arbeiteten, Mütter, die zu Hause unter der Aufsicht älterer Kinder oder einer steinalten Großmutter ihre Schär kleiner gelassen hatten, für deren Unterhalt sie allein aufzukommen hatten, da die meisten von ihnen verwitwet waren. Und da diese Weberinnen fast alle vom Schicksale gleich hart mitgenommen waren, schlossen sie sich um so fester aneinander an und verlebten mit einander, wie Glieder einer großen Familie. Nur einige ausgezeichneten, waren sie alle Kommunistinnen, überzeugte Kommunistinnen, welche die Sache der Arbeiter bluternst auffaßten und festensfest davon überzeugt waren, daß niemand auf der Welt die Arbeiter helfen kann, als nur der Arbeiter selbst.

Zu den Parteilosen gehörte auch Maria Stalina. Das war eine Frau noch in den besten Jahren, Mutter dreier Kinder und hatte noch ihren Mann, der auf derselben Textilfabrik, als Handlanger arbeitete. Stalina war unter ihren Genossinnen ihrer außergewöhnlichen Güte und Redlichkeit wegen sehr beliebt, wurde aber auch nicht wenig deshalb von allen Seiten zugeredet, doch auch in die Partei einzutreten, zumal dies doch mit ihren Ansichten keineswegs im Widerspruche stünde. Aber Stalina hätte immer unerschläffig.

„Ich weiß ja,“ sagte sie zu der alteren Agafia, die ihr ganz besonders gemogen war, „daß wir Frauen alle auch am Aufbau des neuen Lebens mithelfen müßten, denn oft ist der Mann da zu schroff, wo die Frauen es fühlen würden, daß es hier gut wäre, leichter, nachsichtiger vorzugehen. Aber, Mütterchen, ich kann eben nicht.“

„Und warum nicht, was bindet dich noch“, drang die alte Agafia in Stalina ein, „oder gibt es sonst noch irgend welche Anstöße, die dich von diesem Schritte abhalten?“

„Nichts, nichts würde mich hindern, auch beizutreten; ich bin mit ganzer Seele dieser Sache ergeben, aber könnte ich nur; mein Mann ist so sehr dagegen,“ schloß sie etwas kleinlaut.

„Ja“, erwiderte nach einer kleineren Pause Agafia zustimmend, „das ist eben die einzige Klage der Frau. So gibt es viel, viele Frauen, die innerlich unser sind, die sich sofort für den Kommunismus betennen würden, wären sie nicht durch das eheliche Band gefesselt und verurteilt, das zu tun, was nur dem Manne erwünscht ist. Gut, wer sich von diesen Banden lösen kann, wer darüber hinweg zu kommen vermag. Ich hatte diesen Kampf nicht durchzufechten. Mein Alter war lange vorher schon genügend, aber lebte er auch heute noch, ich weiß, er wäre mir nicht zurückgeblieben, und wäre er das, ich hätte doch das Meine durchgesetzt.“

— Dir aber kann ich nur eines raten,“ fuhr sie dann etwas leichter fort; „wenn dir dein Mann seine Einwilligung nicht gibt, unsere Vellensersammlungen besuchen zu dürfen, komme ohne diese Erlaubnis — das wird anfänglich

Uneinigkeiten verursachen, ich weiß es, aber er müß sich doch gewöhnen.“ Von nun an hat Agostia die Stalina nicht mehr gefragt, wann sie ihren Platz im Leben ganz auszufüllen gedenke, wie sie gewöhnlich zu sagen pflegte. Aber sie war noch nachsichtiger an ihr geworden; fast wie eine Kranke behandelte sie die junge Frau. Sie erzählte verschiedene Sachen um sie zu erheitern, aber besondere Freude machte es der alten Weberin, wenn sie während der Mittagspause Maria erzählen konnte, welche Fragen auf der letzten Zellensammlung besprochen wurden. Dann schilderte sie ihr jeden kleinsten Vorgang, untertrieb, was von einiger Wichtigkeit war und was man sich, nach ihrer Meinung, merken müsse.

Das übte auf Stalina keinen geringen Einfluß aus. Sie begann nun nicht nur alle Versammlungen der Fabrik zu besuchen, sondern auch auf den Zellensammlungen erschien sie immer öfter; dabei war sie stets eine der aufmerksamsten Zuhörerinnen und bald auch eine rege Teilnehmerin beim Beurtheilen der Fragen.

Wie sich aber ihr Mann zu dieser ihrer Veränderung benahm und wie er sich jetzt noch dazu verhält, davon sagte Stalina niemand etwas — wogu, das geht ja doch nur sie, sie allein an. Aber ihre wehmüthigen Bänge verriethen gar oft sehr vieles — das sahen auch die andern Weberinnen, und wenn die eine oder die andere auch einmal frag, warum sie eigenlich zuweilen so traurig sei, gab sie kurz zurück, es sei nichts, und suchte auf andere Gespräche überzulernen. Uebrigens konnte sich ja alle dem Grund hierzu selbst gut denken, und so ward auch dieses bald über der Arbeit vergessen.

Stalina hatte aber nun festen Entschluß gefaßt: sie wolle ihre ganze freie Zeit der gesellschaftlichen Arbeit widmen — trotz allem. Wird man sie verachten? Warum sollte man den verur-

teilen, der selbst an dem Hause, in dem er zu wohnen gedenkt, arbeiten hilft?

Es sollte aber schlimmer kommen, als sie es sich gedacht hatte.

Eines Tages, es war kurz nach dem Diner - Aufgebot, an dem sie sich in die Partei hatte anschreiben lassen war sie auch erst spät am Abend nach Hause gekommen. Ihre Kinder, und die alte Großmutter lagen schon, nur Michael, ihr Mann, sah kumm vor sich hinbrütend am Tische, auf dem die kleine Nachlampe brannte. Als sie eingetreten war, sah Michael noch der schwerfällig tickenden Wanduhr und bezog sich schweigend in das anliegende Zimmer. Maria holte sich das Nachtessen aus dem Ofen, aber verschwunden war ihr Appetit und Hunger, und so stellte sie die Speisen wieder weg. Da trat Michael wieder ein und begann scheinbar ganz gelassen: „Wo bleibst du denn in letzter Zeit jeden Abend so lange?“

„Weißt du doch, daß hier zu Hause die Arbeit auf dich wartet. Der meinst du, die alte Mutter, die sich kaum noch röhren kann; soll alles allein verrichten!“

„Ich war auf der Parteilammlung,“ sagte sie sanft, „und die hat sich heute etwas in die Länge gezogen. Aber das kommt ja nur selten vor. Glaube mir, Michael, ich werde mich bemühen, auch meinen häuslichen Arbeiten nachzukommen.“ Michael ließ die letzten Worte unbeachtet und frag weiter: „Seit wann bist du denn eine solche fleißige Versammlungbesucherin, oder bist du gar Kommunistin geworden?“ Auf diese Frage lächelte sich Michael ganz gut selbst antworten können, man hätte es ihm ja am nächsten Tage hinterbracht, daß seine Maria nun auch Kommunistin geworden sei. Er frag sie nur, um diesen Punkt zu berühren. Maria antwortete entschlossen: „Ja, ich bin in die Partei eingetreten, und heißt du, Michael, es wäre gut, wenn auch du mir folgen würdest.“ Michael aber hörte sie nicht weiter. „Und hast du mir etwas davon gesagt, oder leben heute

Mann und Weib in verschiedenen Beten? fuhr er schon sichtbar aufgebracht fort.

„Du weißt, Michael,“ versetzte aber seine Frau um so sanfter, „wie oft ich dich darum gebeten habe, zusammen diesen Schritt zutun, und als du davon nichts hören wolltest, da solltest du mir die Erlaubnis geben, ihn allein zu unternehmen, als du aber auch diese meine Bitte unbeachtet ließeß, ging ich hin und vollführte es ohne dein Wissen.“

Eine peinliche Pause trat ein.

„So“, sagte Michael endlich, erhob sich und verließ die Stube.

Von nun an trafen sich beide nur selten zu Hause. Es schien als ob Michael seiner Frau absichtlich aus dem Wege gehe. Wenn er mußte, daß Maria irgend wo beschäftigt war, dann eilte er nach Haus; es tat ihm doch weh, daß die Kinderchen nunmehr so oft ohne Mutter und Vater sein mußten bei der Großmutter, die ihnen so wenig geben konnte. Kam aber Maria, dann verließ er allemal das Haus, um erst spät nachts wieder zurück zu kommen. Maria erwartete ihn immer und machte ihm hierüber keine Vorwürfe: sie verstand ja, was er damit sagen wollte. Wie gerne hätte sie auch nur ein Wort mit ihm gesprochen, ihm gesagt, wie sie sich ihr Leben so schwer machen, vielleicht allein dadurch, daß sie sich nicht genügend einander vertrauen. Aber sie brauchte ihm nur ins Gesicht zu sehen, um jegliches Wort in ihrer Kehle erstickt zu lassen. Und auch Michael ging immer stillschweigends, ohne die von Maria ausgehenden Speifen zu berühren, sofort ins Schlafzimmer.

So verging die Zeit. Maria schonte ihre letzten Kräfte nicht, um nur allen ihren Pflichten im öffentlichen Leben und in der Familie nachzukommen. Das war aber schwer, fast unmöglich. Sie wurde in den Beweilsrat der Fabrik gewählt und soll Kinderklippen organisieren, jedoch sie jeden Tag außer der Arbeitszeit auf der Fabrik immer noch

lange anderwärts beschäftigt war, und oft konnte sie erst spät an ihr eigenes Heim denken, das ganz der elken Großmutter überlassen war. Natürlich wurde dadurch manches im Hause vernachlässigt, was die alte Frau nicht zu verrichten vermochte, besonders aber wuchsen die Kinder ohne genügende Aufsicht heran.

Eines Abends als Maria von der Arbeit heimkam, hörte sie schon von der Straße jämmerlich weinen. Sie eilte hinein und fand das Kind mit blutendem Rücken auf den Dielen liegen; es war aus der Wiege gefallen. Schnell hob sie es auf und begann es zu beruhigen. Zufällig kam auch Michael gerade zur Tür herein und sah was vorgefallen war. Das brachte ihn sichtlich auf. Zornig fuhr er seine Frau an. „Nun, wird sich bald dein Spazierengehen einstellen, damit einmal den Kindern ihr Recht angetan wird; die wachsen wahrhaftig da heran, wie so arme, verwaiste, die niemand haben der sich um sie kümmern könnte.“ Und als Maria nichts darauf antwortete, fuhr er ruhiger fort: „Wenn du fertig bist, komme mal herein ins Schlafzimmer, es muß doch einmal gründlich gesprochen werden.“ Maria legte das Kleine auf ihren Armen ein, legte es wieder in sein Bettchen und ging dann zu Michael in die Stube.

Michael saß halb aufgekübelt auf dem Bette, als Maria zu ihm einzat. Er nahm auch sofort, ohne nach ihr zu schauen, das Wort. „Sag uns nicht viel Worte verlieren“, begann er, „du weißt ja, warum es sich handelt. Bisher sind wir immer miteinander gut ausgekommen, wir haben uns geliebt und waren mit unseren häuslichen Leben vollkommen zufrieden. Daß nun aber unser Familienleben gestört worden, daran trägt nur du allein die Schuld. Ich frage dich zum allerletzten Male, ob du dich nicht wieder zum Besseren ändern willst, oder ich muß einen schweren Schritt unternehmen.“ Maria sah stumm vor sich hin. Sie sollte entscheiden. Der Entschluß war lange schon

gefaßt, und doch, ihr schauderte davor, ras kommen werde, wenn sie fest auf ihrem Entschlusse bestehen wüß, denn ihren Michael liebte sie ja doch. Sie rückte ihren Stuhl etwas näher ans Bett und erganzte saghaft: „Michael, sag einmal, warum bist du so dagegen, daß ich an der öffentlichen Arbeit teilnehme. Es kann doch nicht unmöglich sein, daß du, nun sagen wir, das Elend der vielen armen Kinderchen so ruhig mit ansehen kannst, oder daß du möchtest, es gingen die Wirkungschaften der Revolution wieder rückwärts. Ich kann es nicht glauben, daß du dieses wünschst.“

„Nach's nur kurz“, unterbrach er sie ungeduldig.

„Ne, wart nur, du mußt mich anhören“, entgegnete sie fest, „nicht wahr, das willst du doch nicht? Nur, haß du also Angst, ich sei dir unrein geworden, oder könnte es werden? Verkraußt du wir nicht?“

„Daß das“, sagte er abwehrend, „gib die Antwort auf meine Frage, weiter wünsche ich nichts.“

Maria sah, daß es ihr wohl nicht gelingen werde, Michael zu überreden. Und sie gab ihm die Antwort. „Aber, Michael, wie soll ich das, wie kann ich davon lassen, ohne mich selbst der geistigen Armut anzuliegen.“ Michael brauste auf. „Schon gut, schon gut“, sagte er. „Also, nicht, rein?“ Er war vor sie gekommen und hat sie an beiden Schultern gepackt. „Rein“, antwortete sie entschlossen. „Ich kann, ich will nicht.“ Seine Hände fielen schlaff herab. „Nun“, sagte er dann, „du hast gewählt, und das Gericht dich eines Besseren belehren.“ Er wollte fort, aber Maria hielt ihn zurück. „Du willst dich von mich trennen lassen?“ fragte sie ängstlich. „Du es nicht, ich liebe dich doch, nur laß mir dieses.“

(Schluß folgt)

### Eine mißlungene Wolfsjagd.

Schon wieder war der rote Adam mit seinem Hund, so hieß sein Hofhund, hinter einen Wolf her, der sich am Abend auf seinen Hof getraut hatte. Ob er nicht derselbe war, der von seinem Nachbar beim Abfüttern schon paar Mal bemerkt worden war? Heute Abend gilt es den Trauen zu fangen. Mit einer Jagdfinte bewaffnet, setzte sich Adam auf seine platzgelegte Scheuer und schaute beständig nach dem Misthaufen hinter seinem Stall, denn von dort sollte der ungebetene Gast kommen. Um sich vor dem eiskalten Nordwind zu schützen, vergrub sich unser Jäger bis an die Ohren ins Heu. Er hörte das Rauhen seiner Pferde, die er erst mit kästigem Stoppfen abgefüttert hatte. Der Mond lachte ihn an, und er schlief ein.



Ungefähr um Mitternacht wachte er auf. Da stand der Wolf wie gerufen am Misthaufen. Raun hatte sich Adam etwas vorgebeugt und die Finte ge-

richtet, als er mit einer losgelassenen Faust von der Scheune herunterstürzte. „Bewische, Bewische, goldig Bewische!“ rief er mit kläglichem Stimmes seinem Hund.



Mit einem gewaltigen Seitensprung nahm der erschrockene Wolf Rückaus. Adam vergaß ihm nachzusetzen, denn vor Angst sählte er die festgepreßte Flinte in seinen Händen nicht. Sein rufen nach seinem Hofsund war vergebens; der hatte sich verzogen. Zur Strafe wurde er am nächsten Morgen von Adam ausgehängt. In der Kainstube stand er, daß er nie wieder einen Wolf begannen mochte.

Heinrich Kofstanz.

### Aus vergangener Zeit.

Der Frühling ist ins Land gezogen. Mit ihm der schwarze Sänger Staar. Schon in aller Frühe des Morgens saß er auf dem Dache und begleitet die noch rauhen Windböen mit seinem Pfei-

fer. Der freche Sperling sucht ihm seine alte Wohnung freitig zu machen, wärder sich Better Hantunrad, der auf dem Hofe mit seinen Ackergeräten beschäftigt ist, empört und dem Staar mit einer Stange mehrmals zu Hilfe eilt. Hansphilipp Hantunrad älter, die einzige Stütze der zahlreichen Familie, war mit Anbruch des Tages auf den „Ragebüchel“ geritten und brachte am Mittag die Nachricht, man könne schon eggen, nur wolle die „Starke Rused“ sie von ihrem Acker weiden. „Da diese behauptet, hier sei falsch geadert. Die moane (meinen) mir hätte des fer die adert, so wie die Spays glawe des Storchdusche was nach vor fer sie“. Als er sich im Kolontant überzeuge, beschäftigte die neueste Verteilungsliste die Zugehörigkeit des Landes an Better Hantunrad.

Better Hantunrad spannte gerade seine Pferde an, um seinen besallenen Acker zu verlassen, als die „Starke Rused“ neben ihm abspannte und sogleich anfang des Nachbars-Acker zu überregen, der selbst noch am anderen Ende darauf arbeitete. Es gab eine scharfe Auseinandersetzung, wobei man sich mit den Feigabeln drohte. Better Hantunrad schüttelte den Kopf, brumnte vor sich hin und fuhr davon. Eine halbe Stunde später mußte die Rused auch den Acker verlassen, da sie sonst von Better Hansdargs Duse (so hieß der Nachbar) übermannet worden wären.

Der Wetzen war zeit, der Roggen schon gemäht, aber Sonntags sah man außer einer Person bei dem Gefährt niemand im Felde. Zu Hause gingen alle untätig zur Kirche. Beim Mittagessen gab der Hausvater den Befehl nicht allzulange spülke zu geben, da man beizet auf Feld müsse. Gegen abend sah man auf jedem Hofe einen despannten Wagen, worauf 8 bis 10 Menschen saßen. „Wie lang mache vor die heut Owend mit m Blute. I war so Zeit, daß mir Jorkläme“, hörte man sich gegenseitig von den Feldern zurufen.

Unglücklich wäre der gewesen, der vor dem Herbläuten den Hof verlassen hätte. Anblitz—blim—dam, und auf den Straßen sah man nicht als eine Staubwolke. Alle, außer der Großmutter und den Kindern waren aufs Feld gefahren.

Bis am Montag Morgen die Sonne das wechselläufige Feld anlächte, hatte Better Hankunrad schon bitteres Tränen vergossen. Die „Starte Rusch“ hatte ihn mit Sepsen und Gabeln von seinem Weizenfelde getrieben. Harpphilipp war mit einer Sense das linke Hosenbein durchschritten und die Sonnenstrahlen blickten fix auf die nackte Haut. Better Hankunrad wagte lange nicht die „Rusch“ zu verlassen. Da aber keine Stinkigkeit zu treffen war, entschloß er sich doch endlich und verließ die „Rusch“. Die Ernte wurde Better Hankunrad zugeeignet. Da aber der Weizen von der „Rusch“ gedroschen war, befehlte sie für ihre Arbeit das ganze Futter, einen Teil Körner und hollisch nitichomo, wie der Häuptling der Rusch sich ausdrückte.

## Der 1. Mai.

### Personen:

1. Michel (Bauern).
2. Rasper (Bauern).
3. Salscha demobilisierter Rotarmist.
4. Elisabeth Bäuerin.
5. Stephan Arbeiter.
6. Sophia Arbeiterin.
7. Arbeiter, Bauern, Musikkanten.

Die Straße am Dorfswet. Morgen, Heber dem Eingang in den Sowel hängt ein rotes Tuch mit der Aufschrift

„1. Mai — Feiertag der Arbeitenden aller Länder.“ Die Bühne ist leer.

### 1. Auftritt.

Michel: (von rechts, steht das Plakat, bleibt stehen). Oh! We'r maant do wär wieder 'n Feiertag! Ew'r des wüßt ich net. . . . Wie dann do: jetzt hur ich mich geriet in die Stadt u' d' Sajar. . . . Wollt nor noch a' Pape'r, de uf ma' Deidsche im Sowel nemme. . . . Jetzt wie m'r gudd bleibts do dro'

dinge. Wos nor des wieder se'r a, Feiertag sei' nicht — wollt' ich wisse! Die Wisse weiter nig, wie Feiertage halle, grad wann m'r 'i' net brauch. . . . No, eww'r Sätze: wie dann jetzt mit ma'm Sagarsohn?

### 2. Auftritt.

Rasper: (kommt von links) Gu'n Tag! Du stehst so sa'n, droffe aus, als wann d' in drei Töp sauer Milch a'gudd häst! (Sieht das Plakat). Was is' dann des wieder se'r a' B'kanntmachung?

Michel: 's is' Feiertag — weiter wüßt ich nig, wos des b'heute sollt.

Rasper: Wos se'r anet werd's dann sei?

Michel: Des' doch, wos do druf steht un' do werst d' 's weis!

Rasper: Des härt' ich schon ohne dich a'lese, wann ich net se'r 'n Stewer a'lernt wer wor'n. . . . Des doch du 's!

Michel: Des wär mer gor nig Schlimmes, wann ich nor idant' Ew'r ich sein grad su a'leht wie aach du.

Rasper: Demnoch sein we'r alle z'ma' nor halwe Mensch: wer net lese un' schreibe kann, is' och laa Mensch! A'gerlich is' a'm su 'wos doch, wann m'r'sch steht un' kann's net lese.

Michel: Des is' su laa guß S'jähelstet gor net, wie du maant: ich un' ma' Bräuder könne all' net lese un' 's gong uns doch immer jämlich, eh' die v'rückt Zeit v'a'fange hot. . . . Do wüßt m'r wahrheitlich haam geh', oder sollt' m'r'sch erscht noch mol proweren beim Schreimer, v'ielleicht schreibet der m'r des Pape'rche. Wos 's a'ch net nor alles ausdenke: wos m'r h'ch a'sängt, su allem muß d' Sowel Papeern schreibe. . . . Weiter schaffe die a'ch nig. . . . Die W'lehrte! . . . Des hot m'r von dem!

Rasper: Bant mol, do gibt grad der Rute Salscha, dem wolle m'r, mol ruse, der werd's uns schon v'rdischliche, wos des S'chriemere b'heute soll. (Ruft und winkt mit der Hand). Sei, hei! Salscha! Komm mol kaa blage her!

Michel: Der v'rd'ichloscht d'r'ich  
a'ch grad — als wann der wos w'ill!

8. Auftritt.

Jascha: (herreinkommend) Gu'n  
Tag, ehr' Alte. Wos hat ich dann g'sollt?

Kasper: A do, gud a' mol!  
(Zeigt nach dem Plakat).

Jascha: (Schaut nach der Rich-  
tung) No?

Kasper: No gud nor mol ord'lich!

Jascha: Ich gude jo.

Kasper: Siehst d' 's?

Jascha: Des sehn ich.

Kasper: No wos is 's dann?

Jascha: Des is 'a' Plakat, a'  
Fohn mitt're Bohung.

Kasper: Des wußte m'r a'ch eb  
du kumst.

Jascha: Wann d'r'ich wußt, wos  
frotg 's dann do?

Kasper: No stellst du dich ew'r  
o': lese sollst d' des do!

Jascha: Des hätt 'r a'ch gleich  
joge Wanne. (Liest.) „Erster Mai —  
Feiertag der Arbeitenden aller Länder.“

Kasper: Drest des su?

Jascha: Wie soll 's dann anericht  
haare?

Kasper: Ich wahn'et, ewer wos des  
b'deute soll kann ich doch noch netv'r'st'n.

Michel: Des hun ich a'ch net  
v'r'stonne!

Kasper: Kannst du des net  
v'r'deutsche?

Jascha: Do is 'gor nit zu  
v'r'deutsche: D' erste Mai des is 'd'  
gruße Fröhjohesfeiertag, wu die Natur  
wieder wach werd von eh'rem Schlof ...

4. Auftritt.

Bisbet: (kommt mit zwei vollen  
Eimer von Brunnen) Gu'n Tag!

Jascha: Wart mol bische, Dies-  
betwos! ich will mol trinke.

Bisbet: Des kannst d' von  
Gerge gerna! (bleibt stehen und stellt die  
Eimer hin).

Jascha: (lachend) Zur W'und-  
heit! (trinkt indem er sich auf die Knie  
niederläßt). Na! Des wor 'n gute  
Schlud, wahr'scheinlich hätt ehe a' Sprü-

chelde g'wete, wie d'r 's g'schöpft hat.  
(Steht auf).

Kasper: No v'r'gählt nor mol  
weiter, die Diesbetwos hört aach mit zu.

Michel: Ich hörn aach mol mit  
zu, wie du v'r'gählt.

Bisbet: An' ich aach!

Jascha: No, do muß ich euch  
grad noch etwos v'r'gähle. Wie g'logt:

Wie d' Winter 's ganze Bew: in d'  
Natur unner sein Eis v'growe hätt, so

brüde die Kapitaliste die Orme immer  
nieder un' 'loff: s' net frei lewe. Doch

wie der Winter sich a'ch b'müht hat  
mit samer grausame Kält — wie 's

Frühjohr lom, muß 's doch v'r'spiele.

An' wie die Fische sich net b'müht hun  
mit allerlei Sällich un' Schlechtigleite

die Orme immer in eh'rne Hän-  
den) zu hun — jett hun s' es doch

v'r'lors un' eh're Fabelle mit. An' wie  
die Edelleut sich net og'strängt hun, dem

Bauer immer uf 'm Buckel zu sta-  
her Bauer hot sich stadg stellt un' hot

's Land d' Edelleut obg'numme. In  
Rußland sein jett laa Edelleut un' a'ch

laa Kapitaliste! Do sein nor noch Or-  
weiter un' Bauer! Do sein nor noch

bie, wu schaffe! Ew'r wie mehr jett  
frei sei, su wolle a'ch die Bauer, un'

Orweiter in d' onnern Länner frei  
worn. Ew'r wie a' Schwalb laan

Summer b'rengt, su könne a'ch mehr in  
Rußland net laa die ganz Welt frei

mache. Nor wann alle Orweiter un'  
alle Bauern uf d' ganz Welt samme

sich — nort könne 's frei wern. D' erste  
Mai is der Tog, wu d' Fröhling wie-

der ganz Herr worn is, wu d' April  
mit seine Wetterspäh v'r'bet is, demt-

wege is, der Tog g'wählt worn als  
Feiertag fer die Orweiter uf d' ganz

Welt: der Tog soll 's gnome an eh'ren  
Siog, den wu 's erkämpft solle. Ew'r

des soll nort a'ch d' lezte Sieg sei, dann  
wann mol nor die noch wos zu spreche

hun, wu Schaff, nort gew's laan  
Krieg mehr. (Jascha schwigt, man  
hört n'g'erkommene Rußl, alle bleiben  
stehen und lauschen).

## 5. Auftritt.

Neugierige Bauern und Bäuerinnen erscheinen auf der Szene. Eine Arbeiterdemonstration erscheint, Stephan voran.

Stephan: Es leben die arbeitenden Bauern!

Die Bauern: (Die Mägen abnehmend) Gu'n Tag!

Stephan: Bürger! Ihr wißt, daß heute der erste Mai gefeiert wird, der große Feiertag der Werktätigen aller Länder. In allen Ecken der Welt, wo nur Arbeiter leben, wo zu ihrem Unalack aber auch noch die Kapitalisten. Unterdrückt ihre Herrschaft ausüben, stehen heute die Fabriken und Werke leer, ruhen die Dampfessel und Maschinen zum Beweis, daß nicht des Herren Wille sie regiert und lenkt, sondern die Arbeiter. Ohne die Arbeiter sind den Herren auch die Maschinen nichts nützlich! Die Herren brauchen ihre Arbeiter! Doch die Arbeiter brauchen keine Herren, sie brauchen nur die Maschinen und wenn die Maschinen einmal in den Händen der Arbeiter sein werden, dann wird es keine Kapitalisten — Ausbeuter mehr geben! Wir Arbeiter Außlands, haben die Produktionsmittel uns angeeignet, unsere Kapitalisten vertrieben, doch wir sind damit nicht zufrieden: wir können nicht eher ruhen, als bis die Arbeiter aller Länder es auch so gemacht haben, wie wir. Wir wissen, daß das Proletariat überall einen erbitterten Kampf mit seinen Unterdrückern — unsere Pflicht ist es brüderlich zu helfen! Dieser unserer Pflicht nachzukommen — versprechen wir heute!

Aber wir Arbeiter wissen auch noch ein zweites: wir wissen, daß das Kapital auch die Bauernschaft unterdrückt und daß mit dem Sturz des Kapitals die Bauernschaft Außlands mächtig ihre Kräfte entfalten wird. Ohne die Industrie kann der Bauer aber nichts anfangen. Bis jetzt waren wir Arbeiter beschäftigt an der Front gegen die äußeren Feinde und an der Front gegen die Verrückung. Jetzt haben wir endlich

unsere Fabriken wieder soweit hergestellt, daß wir euch brüderlich die Hand reichen und unsere Hilfe bringen können. Wir sind als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen, wir wollen auch euch anfeuern, damit auch ihr mit voller Gewißheit des Sieges den Aufbau der Landwirtschaft in Angriff nehmt. Wir wollen euch so siegesbewußt machen, wie wir es sind! Wir kamen zu euch, um mit euch einen Bund, einen Bruderbund zu schließen: den Bund des Hammers mit der Sichel. Es lebe der Bruderbund der Arbeitenden der ganzen Welt! Es lebe der Bruderbund der Arbeiter mit den Bauern! (Er reicht seine Hände Raspr und Jascha hin, welche die dargebotene Hände erfassen.)

Sophia: (zu Elisabeth) Auch du, Schwester, reich mir deine Hand. Auch du bist unterdrückt gewesen, auch du sehnst dich nach einem besseren Leben. Nicht dauerhaft wäre der Bund zwischen den Arbeitern und Bauern, wenn nicht auch die Bäuerin in diesen Bund aufgenommen würde. So reich mir denn deine Hand; wenn wir auch nur schwache Frauen sind, aber im Bunde der Werktätigen sind auch wir nicht übrig. (Elisabeth ergreift die dargebotene Hand.)

Michel: (Näh vor Stephan auf die Seite wendend) Vergibt mir, ihr Leut! Ich waren unzufrieden mit dem heutigen Feiertag, weil ich net wußt, wo's h'deut. Mir's Bauer wisse ja wenig, doch jetzt is' mir's klar wora s'or meine Kage. Doch wie'n New'l hängt noch wo's am'r uns un' h'droht uns zu unnerdrücke, un' der New'l — des is' unser Dunkelheit, in der wir m'r stück. Nimm die Dunkelheit von uns, gebt uns Schule un' wieder Schule — un' net so; ich a'h: „Jetzt is' s' gut!“ Nott muß's a'h die gang Welt seh, wo's die Bauer un' die Darter mach' könne, wann's mit a' nanter g'h.

(Michel steht auf, die Musik fällt ein.)

Vorhang.

H. Göbel.